

01	EINLEITUNG	
	BILDESSAY AUSSTELLUNG „MODELL MIES“	9
	Thomas Grabka, Jörn Köppler	
	GRUSSWORT	39
	Michael Grunst, Bezirksbürgermeister, Berlin-Lichtenberg	
	VORWORT	41
	Albert Kirchengast, Jörn Köppler, Wita Noack	
02	SYMPOSIUM MIES‘ ARCHITEKTURDENKEN	45
	DER BLICK IN DIE TRANSZENDENZ	
	MIES VAN DER ROHE BAUEN RÜCKWÄRTS BETRACHTET	47
	Jörn Köppler	
	STAUNEN, ZEIGEN, WOHNEN	57
	Albert Kirchengast	
	LEBENDIGKEIT UND ABSTRAKTION IM	
	ARCHITEKTURVERSTÄNDNIS VON MIES VAN DER ROHE	69
	Fritz Neumeyer	
	DER GARTEN ALS DENK- UND ERFAHRUNGORT	95
	Wita Noack	
	HOMMAGE AN EINE MAUER	113
	Dominik Olbrisch	
	ÜBERLEGUNG ZUR RESTAURIERUNG DER	
	NEUEN NATIONALGALERIE	119
	Alexander Schwarz	

ARCHITEKTONISCHE SCHÖNHEIT ÜBERLEGUNGEN IM ANSCHLUSS AN MIES VAN DER ROHE'S GEDANKEN ZUR BAUKUNST	131
Günter Figal	

MIES VAN DER ROHE UND DER THEOLOGE ROMANO GUARDINI EINE SPURENLESE	143
Erich Garhammer	

EUROPA UND DIE HOFFNUNG AUF DIE KÜNSTE	157
Simon Strauss, Albert Kirchengast und Jörn Köppler im Gespräch	

BAUTEN SIE NICHT AN ZUKÜNFTIGEN RUINEN? ODER MEINE BRUNO PAUL-MÖBEL	175
Arnold Stadler	

03 DOKUMENTATION AUSSTELLUNG 191

POIESIS	193
SCHÖNHEIT	195
INNIGKEIT	197
TROST	199
GENAUIGKEIT	201
ZEITLICHKEIT	203
WAHRHEIT	205

ANHANG

Autorenverzeichnis	209
Impressum	212



Tizian, Raub der Europa, 1560-62, Öl auf Leinwand, 178 x 205 cm

EUROPA UND DIE HOFFNUNG AUF DIE KÜNSTE

IM GESPRÄCH MIT DEM AUTOR SIMON STRAUSS

Das Gespräch zwischen Simon Strauß, Albert Kirchengast und Jörn Köppler fand im Anschluss an das Symposium inmitten des Lockdowns der „Corona-Krise“ statt. Den Umständen entsprechend wurde es als schriftlicher Briefwechsel geführt.

Jörn Köppler: Simon, ihr verfolgt mit eurem Verein „Arbeit an Europa“ die Idee, Europa als auch geistiges, ideales Projekt zu verstehen, um es, wenn ich richtig verstehe, gerade der jüngeren Generation wieder zu einem Anliegen jenseits technokratisch-ökonomischer Interessen werden zu lassen. In diesem Zusammenhang erscheint mir die oft gebrauchte Metapher des „Haus Europa“ interessant und die Frage nach dem, wessen sowohl eine Gemeinschaft wie ein architektonisch verstandenes Haus bedürfen. Mies stellt in seiner Antrittsrede am AIT in Chicago an das Ende der Formulierung eines Programms der architektonischen Verbindung physischer und geistiger Aspekte des Lebens das von ihm Augustinus zugeschriebene Zitat: „Das Schöne ist der Glanz des Wahren!“ – Wie würdest Du diesen Satz, dieses Zitat verstehen, bzw. könnte er aus Deiner Sicht weiterhelfen auf der Suche nach einem uns behütenden Haus, als Gemeinschaft oder architektonische Konstruktion verstanden?

Simon Strauß: Mit der Metapher des Hauses kann ich sehr viel anfangen, gerade, weil damit auf eine Balance von Offenheit und Geschlossenheit angespielt wird. Ein Haus kann nur wohnlich wirken, wenn es Fenster gibt, wenn Licht hinein fällt, wenn Türen geöffnet, Gäste empfangen werden oder sogar neue Mitbewohner einziehen können. Aber ein Haus braucht auch ein Fundament, braucht statische Sicherheiten und einen Schutz vor den unberechenbaren Widrigkeiten des Äußerlichen. Europa, so wie ich es sehe, ist in erster Linie tatsächlich eine „schöne“ Idee, ist das Zusammenspiel von Wissenschaft und Glaube vermittelt durch die Kunst, wie es sich Raffael in seinen vatikanischen Stanzen ausmalt, ist also mehr als Faktisches. Die EU dient dem Glauben an Europa als Repräsentanz,

ist das Gehäuse, vielleicht auch nur der Stahlträger. Damit Europa zum Haus wird, braucht es Fassaden und Farben, müssen Vergangenheiten vermerkt und Ideale entworfen werden. Ich glaube aber nicht, dass Europa immer nur ein Entwurf bleiben muss, eine architektonische Skizze, über die man sich beugt und dann je nach Belieben wieder abwenden kann. Nein, Europa ist schon ein richtiges Haus, das vielleicht im ständigen Bau und Umbau begriffen ist, aber es ist ein Haus, ein Gebilde. Immer gerade genau so weit fertig geworden, dass es noch zu Ende geträumt werden kann – „was hier wir sind, wird dort ein Gott vollenden“, schreibt Hölderlin. Das ist die Stärke des Schönen, deshalb ist es mehr als nur wahr: Weil es den Mut hat, zu verschwimmen. Und dadurch Beweissysteme aufzulösen. Es gibt Tatsachen, die sind nicht rational erklärbar. Die Idee der Gemeinschaft gehört dazu. Das Wesen beieinanderbleiben, Herzen für eine gemeinsame Sache schlagen, dafür kann man nicht argumentieren. Dafür braucht es ein starkes Gefühl, Zauber, die binden. Gerade meine jüngere, ideologiefremde Generation ist, meiner Wahrnehmung nach, sehnsüchtig auf der Suche nach Zaubern, die sie binden. Die „schöne“ Idee von Europa gehört in diesen Bereich, weil sie nur wirkt, wenn man an sie glaubt. Sie hat eine „allelopoietische“, eine wechselseitig hervorbringende Kraft: Wirkung und Glauben bedingen sich gegenseitig. Das Fundament und das Fenster – sie widersprechen einander nicht.

Jörn Köppler: Damit sprichst Du aus meiner Sicht eine, wenn nicht die zentrale Fragestellung unserer Gegenwart an: Jene nach dem Glauben, oder, anders formuliert, jene nach der Transzendenz, dem Überschreiten reiner Rationalität. Unsere Zeit und mit ihr der Architekturdiskurs der letzten Jahrzehnte hingegen scheint geprägt von einem fast abergläubischen Verhältnis zu dieser Rationalität und deren zeitgenössischen Ausformulierungen in Wissenschaft und Technik. Würdest Du in einem Hörsaal einer Architekturfakultät heute von einem „bindenden Zauber“ sprechen, Du hättest das Gelächter des Lehrkörpers sicher, der sich in vermeintlich poststrukturalistischer Abgeklärtheit die Dimension des Träumens gründlich abtrainiert hat. Gleichzeitig, und das ist auch meine Wahrnehmung, hättest Du die jungen Studenten sofort auf Deiner Seite, die ebenfalls diese Lücke der Bedeutungssuche wahrnehmen. Meine Frage nun betrifft weniger diese unterschiedliche, scheinbar generationsbedingte Wahrnehmung, sondern vielmehr: Was sind die Quellen eines solchen Glaubens an Gemeinschaft, an Bindung, an Transzendenz? Reicht hier gleichsam eine „Immanenz“, der Glaube an Gemeinschaft selbst, was im übertragenen Sinne an das Habermassche Konzept des Glaubens an den Diskurs des Glaubens erinnert? Oder ist es mehr, eine andere – kritisiere mich gerne dafür, wenn Du es anders siehst –, vielleicht tiefere Einsicht, ein, mit Imre Kertész gesprochen, Gefühl der „Teilhabe am Sein“?

Simon Strauß: Schön, dass Du Kertész erwähnt. Ich lese gerade seine Aufzeichnungen von 1991–2001 und da schreibt er von einem Rat, den ihm Sándor Márai einmal gegeben habe: „Komme jeden Tag mit Größe in Berührung, es vergehe kein Tag, ohne ein paar Zeilen Tolstoi gelesen, ein großes Musikstück gehört, ein Gemälde oder wenigstens eine Reproduktion gesehen zu haben. Vergiss nicht den Traum, der dich neu gebar.“ Ich finde, dass darin eigentlich die Antwort auf Deine Frage liegt: Wie ist Glaube an Gemeinschaft, an Bindung und somit auch an Europa möglich. Wer sich selbst für das Größte hält, wird keine Freunde finden. Aber wer auch nur ahnt, dass es Dinge über ihm gibt – einen Nachbarn, ein Dach, einen Himmel –, der ist vom Prinzip her schon eingestellt auf einen Glauben an Höheres. An eine Idee etwa, die sich nicht einfach ausrechnen lässt, die von Atmosphäre lebt und von Bildern. Europa ist eben gerade kein reiner „Diskurs“ im Sinne von Habermas, sondern eine „Sinninstanz“, die gefühlt, erlebt, bereist werden will. Die Quellen des europäischen Bewusstseins sind Kunst, Religion und Philosophie. Aus ihnen heraus definiert sich alles weitere, bildet sich die Politik ihr Recht, fasst die Gesellschaft ihre Hierarchien. Aber die Größe, der wir begegnen, wenn wir nach Europa fragen, ist das, von dem Márai spricht: „ein Traum, der Dich neu gebar“. Das ist Europa. Ein Traum, der lange schon vor uns geträumt wurde und doch für uns noch einmal geschieht, damit wir uns Teil von ihm fühlen. Wie ein Haus, das ja auch schon immer stand und uns doch heute wieder so innigen Schutz gibt, als wäre es das erste, das je gebaut worden ist.

Albert Kirchengast: Ich finde das gedankliche Wechselspiel schön, zwischen dem Traum und dem behütenden Haus, in dem er geweckt werden könnte. Das erinnert mich an den Architekten Louis Kahn, der im Gespräch den Wert des Fragens betont: Wer wahrhaftig frage, der reiche damit an den Grund der Dinge. Antworten blieben hingegen immer Fragmente. Der Architekt habe daher immer danach zu fragen, „was ein Ding sein wolle“. Mir scheint, ein so gebautes Haus birgt weiterhin das Fragen in sich. Vielleicht ist das die zentrale Aussage unserer Ausstellung im Haus Lemke, dass gerade Mies' auf den ersten Blick so rational und „komplett“ anmutende Architektur Ausdruck eines entwerferischen Suchvorgangs blieb, der nie abbricht. Ohne Scheu vor Ernst und Pathos, umgeben von künftigen Studenten und Kollegen, die Heimat verloren, heimatlos, weist er in der von Jörn erwähnten Antrittsrede auf die mögliche Tiefe eines Werks der Architektur hin, spricht vom Glanz, von der Schönheit, die davon abstrahlen kann. Wir sehen heute vielleicht nicht den Mut, der darin steckt, sich als Suchender zu offenbaren noch im Moment der Feier und Anerkennung. Der fehlt uns. Mies schiebt die „nomologische Dominanz“ einer einseitigen Aufklärung beiseite, die Habermas in seinem Alterswerk kritisch erkundet – weil er ein

Werk errichtet, das eine andere Antwort geben kann, eine poetische. Weil er ein Haus errichtet und dabei die Schönheit im Alltag der Menschen sucht, würde ich hier dem so wichtigen Wort „Transzendenz“ mit seiner vertikalen Tendenz den Begriff „Unverfügbarkeit“ beistellen: den Verweis auf das in den Dingen beschlossene Fragen; ein Rätsel von Betroffenheit angesichts der Welt mit all ihren Schattierungen. Das lenkt das poetische „Zeigen“ in die Höhe auf die Tiefe eines möglichen Erfahrungsraums, der mit einer Gegenwart beglückt, die das Rätsel der Schönheit trägt. Wieso gelingt uns nicht, der Schönheit Raum zu geben? Ist es die alte Angst vor der Antwortlosigkeit? Wie können wir diese Balance zwischen Welt und Traum, die offenbar das Projekt der Aufklärung, Europas, begleitet, in unserem Alltag bewahren – wie könnten wir uns alltäglich einrichten als hoffnungsfrohe Wesen?

Simon Strauß: Indem wir versuchen, unser Gehör zu schulen für die Töne, die dazwischen liegen. Indem wir unsere Blicke abgleiten lassen von den glatten Fassaden und auf die Risse in den Wänden schauen, die Schatten in den Ecken, den abgesprungenen Holzsplitter am Fensterbrett. Ich glaube, dass es bei der Balance zwischen Traum und Welt vor allem um Wahrnehmung geht. Um das, was wir gemeinhin und abwertend „zweite Wirklichkeit“ nennen. Dass Schönheit zu unserem Geist spricht, dass Ausblicke unsere Herzen bewegen, daran kann doch niemand ernsthaft zweifeln. Es gibt ein Eigenleben der Dinge, eine poetische Kraft, die in ihnen liegt, in jedem Zimmer, in jeder noch so kleinen Hütte findet sich Leben. Dort, wo einmal ein Lichtstrahl hinfiel, ist Welterfahrung gespeichert. Unzufrieden sind wir, weil wir unsere Wahrnehmung unterfordern. Die wunderbarste, zauberhafteste Eigenschaft des Menschen ist ja seine Vorstellung, die genauso überlebenswichtig für ihn ist wie sein Herzschlag. Während wir das eine, unseren Herzschlag, aber täglich trainieren und beobachten, lassen wir das andere, unsere Vorstellung, verkümmern. Auch und vor allem, weil die Sphäre des Digitalen keine Vorstellung braucht. Hier ist alles schon „ausgezählt“ oder wird zur Debatte ernannt, der physische Raum ist eben auch ein psychischer, während der digitale immer digital bleibt und nur auf sich selbst verweist. Übrigens dadurch eben auch kein wirklich Fragender ist. Eigentlich paradox – so viel wird gesprochen im Netz, aber eine Frage im Sinne der Schönheit und dem Urgrund der Dinge, wie Du es beschreibst, findet sich dort nicht. Ich glaube, dass unsere Nervosität und gedankliche Anspannung von dort her rührt: Dass wir uns von der Welt nicht in Frage stellen lassen. Dass wir uns informieren, aber nicht schauen, auf-, aber nicht wahrnehmen. Das „wahr“, in „wahrnehmen“, ist ja kein loses Beiwerk. Es geht dabei am Ende ums Ganze: Nämlich um die Wahrheit. Also um Tod und Leben.

Jörn Köppler: Und genau das spürt, so glaube ich, tatsächlich und instinktiv jeder Mensch, wenn er Schönheit erfährt, eben jene innigen Momente sich zeigender Bedeutsamkeit, in welchen zugleich diese große Infragestellung enthalten scheint: „Wer bist Du?“ – wie Du in Deinem Buch „Römische Tage“ schreibst –, ist es vielleicht diese existenzielle Infragestellung, die uns gesellschaftlich betrachtet die Erfahrung der Schönheit in die Ecke der Privaterfahrung abschieben lässt, wo sie doch eigentlich für das Gesellschaftliche, das Gesamte grundlegend wäre? Die Gefahr, welche von ihr ausgeht, den aus beherrschbaren Gewissheiten gezimmerten Boden unter den Füßen zu verlieren angesichts des schlichtweg Unbeherrschbaren? Wie Du so treffend sagst: Die Frage nach der Wahrheit ist eine nicht nur nach dem Leben, sondern immer auch eine nach der eigenen Sterblichkeit. Die Unlösbarkeit dieser Frage der Sterblichkeit, erzeugt sie aber nicht jenen Schmerz, welcher erst den Anlass zu großer, also berührender Kunst gibt? Und die daraus sich ableitende Frage: Was tust Du hier auf Erden, mit der Zeit die Dir gegeben ist? Alles gerät angesichts dieser Fragen aus den Fugen, zugleich scheint im Moment des Schönen sich ein Trost zu entfalten: Bezeugt und besungen in der langen Geschichte der Künste und der Religion, in „Glaube, Hoffnung, Liebe“. Doch all das ist, so empfinde ich es, fast unendlich fragil, ein ganz fein gewebter Grund aus Fäden, die gar nicht uns gehören – noch einmal gefragt, ist es diese Dimension des Schmerzes, ja, der Bedrohung, welche uns in eine technisch liquide gemachte Gegenwart fliehen lässt? Womit wir ganz offenbar und paradoxerweise auch zu fliehen scheinen vor dem Reichtum, der in dieser Dimension wie ein Keim enthalten ist: Dass vielleicht nur aus diesem Reichtum der Erfahrung etwas zu uns sprechen kann, was nicht die Stahlträger, sondern die Räume, die Quellen des Gemeinschaftlichen, unseres Zusammenlebens erneuern kann?

Simon Strauß: Die alles entscheidende Gretchenfrage in diesem Zusammenhang lautet: „Was könnte ich heute malen?“ Also, was gibt es in mir, das auf das weiße Blatt drängt. Welche Entwurfskraft spüre ich, wohin lässt mein Unterbewusstsein den Stift wandern, welches Wort finde ich, um zu beschreiben, was ich sehe oder fühle. Das ist eine wirklich zentrale Frage, die wir nah an uns heranlassen müssen, um dem Gefühl der Traurigkeit und Fragilität zu entgehen. Ich glaube, dass Menschen nach wie vor trotz der von Technik verwalteten Gegenwart Entwurfskraft in sich haben und nur zunehmend aus der Übung geraten sind, weil sie sich die schöpferischen Reservoirs verschließen lassen von den Fiktionen und Reizfluten, denen sie sich täglich passiv aussetzen. Die Quelle der Gemeinschaft ist die geteilte Entdeckerlust, ist das gemeinsame Entwerfen und Träumen. Eine Gesellschaft, die sich mit dem technischen Fortschritt zufrieden gibt und keinen Idealen mehr folgt, muss traurig werden. Aber eine Gesellschaft,

die aus dem „Reichtum der Erfahrung“ schöpft, wie Du sagst, die also Kunst nicht als Zeitvertreib oder Ideologiegegensatz zur Technologie betrachtet, sondern als gegenwärtiges Archiv, auf das man zugreifen und daran stärken kann, wird Krisen bestehen. Wenn wir „Gesellschaft“ sagen, dann meinen wir ja meist eine sozioökonomische Größe. Der Begriff, der um 1800 überhaupt erst entsteht, trägt die Spuren der rationalisierten Weltauffassung an sich. Es sind nicht nur Spuren, es gibt durchaus auch Brandmale. Daher glaube ich, dass wir, um unsere Gegenwart mit der Schönheit in Beziehung zu bringen, nicht von Gesellschaft sprechen können. Es gibt keine „schöne Gesellschaft“. Es gibt nur eine gut verwaltete, gerecht strukturierte, sich ordnungsgemäß und gewinnorientiert verhaltende Gesellschaft. Das Wort Gemeinschaft lässt mehr Sinnlichkeit zu, auch weil es etymologisch noch näher an der Gemeinde ist. Eine „schöne Gemeinschaft“ ist vorstellbar. Es kommt ja nicht von ungefähr, dass Georg Simmel in seiner Beschreibung dessen, was Geselligkeit sei, auf die Kunst zu sprechen kommt. Sie verhalte sich „wie das Kunstwerk zur Realität“, sei ein Glückszustand jenseits der gesellschaftlichen Realität. Darum muss es bei der Suche nach Glück und der Frage nach der Existenz gehen: Um die Erfahrung von Größe und Weite. Dann werden wir auch wissen, was wir noch malen können.

Albert Kirchengast: Ja, Technik und Ökonomie bilden keine Gemeinschaft aus, auch wenn sie aus Gemeinschaften Gesellschaften gemacht haben. Der soziologischen Erkenntnis dieser Dualität war eine Entwicklungsgeschichte eingeschrieben, die dazu geführt hat, dass wir heute in Gesellschaften leben, aus diesen aber auf das historische Potenzial von Gemeinschaften blicken – frei, entbunden, Kritik üben an der Gegenwart. Der Schatz, der in einer geballten Erfahrung von Welt liegt, zu künstlerischem Ausdruck drängt, bleibt uns allen zugänglich und wird durch Dich in seiner transformatorischen Kraft beschrieben. So ähnlich hat wohl die Romantik gedacht: Im Glauben an eine alles umschließende Kraft der persönlichen Erfahrung, gesteigert, verallgemeinert in der Erfahrung der Kunst, in Leidenschaft geteilt. Es stellt sich die Frage, wie dies heute konstitutiv werden könnte für eine geteilte Lebenswelt. Wie würde sie sich entwickeln, wie würde sie „wirtschaften“, wie würden ihre politischen Parteien agieren? Dass wir solche Ideen in den Räumen Europas aber nicht laut werden lassen, dass sie in der Folge nicht Gestalt werden können, lässt mich nach der Müdigkeit unserer Zeit fragen. Simon, in Deinen Texten ist das ganz anders – sie zapfen ihren Treibstoff aus der Spannung zwischen der persönlichen Gegenwartserfahrung und dem Entwurf eines möglichen Lebens. Dann aber sehe ich, dass junge Gegenwartsautoren – etwa Reinhard Kaiser-Mühlecker – gerade keine positive Utopie entwickeln, sondern einen gewissen Fatalismus. Ist unserer Zeit die Kraft aus-

gegangen? Bleiben wir vereinzelte, reflexive Kapseln, die ab und zu nach einem „Mehr“ rufen? Es kann doch nicht sein, dass eine ganze Kultur müde geworden ist! Oder hatte Spengler recht und wir können die weltgeschichtliche Dimension dieser Entwicklungen noch gar nicht abschätzen? Das bringt mich auf ein Thema, das mich dennoch hoffnungsvoll stimmt: nicht die Kunst, sondern die Natur. Für den Moment ganz abseits ihrer Schönheit, denn unser Gespräch führt mich zur Bedeutung unserer eigenen Leiblichkeit – auch für Mies war nicht nur das Scheinen der Idee, sondern das reale „Erscheinen“ zentral. Könnte eine physiologisch-ästhetische Kritik an der Virtualisierung des Realen uns doch weiterhelfen? Gelangen wir so womöglich auch aus der unproduktiven Polarität des „Geistigen“ und „Physischen“ heraus?

Simon Strauß: Es ist ja so eine Sache mit der Utopie. Wenn wir uns anschauen, was in letzter Zeit als solche gehandelt wurde, dann fühlt man sich ja eher an Slogans aus dem Werbekosmos erinnert. Die Art, wie etwa in Kampagnenvideos der Klimabewegung Zukunft imaginiert wird, ähnelt ja mitunter durchaus den angsteinflößenden Sauberwelten von Scientology. Das kann ja nicht gemeint sein, wenn wir von Utopien sprechen, heute, nach dem Zusammenbruch der Ideologien und dem Ende des ironischen Zeitalters. Ich bin in diesem Zusammenhang, trotz aller Einschränkungen, was seine wirtschaftlichen und personalpolitischen Facetten angeht, nach wie vor beeindruckt vom französischen Präsidenten Macron. In einem Gespräch mit der „Financial Times“ hat er unlängst in inspirierend intellektueller Manier umrissen, welche Chancen er für die Zukunft insbesondere Europas sieht. Er, der ja bekanntlich einige Jahre als Assistent für Paul Ricoeur arbeitete und seine Magisterarbeit über Hegel schrieb, blickt gegenwärtig auf uns als Nachfahren von Prometheus, der an den Fels gekettet von einem Adler seine Leber angefressen bekommt, bis ihm der Göttervater die Freiheit schenkt. Noch nie in der Menschheitsgeschichte hat sich eine Gesellschaft innerhalb weniger Tage vom Imperativ der maximalen Freiheit in den Gemütszustand absoluter Bewegungseinschränkung herunterfahren lassen. Noch nie sind alle Lebenssicherheiten quasi über Nacht in so vielen Teilen der Erde in Frage gestellt worden. Wie werden wir als Menschen nach der Seuche leben? Welche anthropologischen Folgen hat Corona? Das sind die Fragen, die Macron stellt und – ich komme auf die Utopie – auch beantwortet. Mehr denn je könnte unsere Zukunft vom Menschen her gedacht sein. Nicht von technischen Systemen und abstrakten Regelwerken, sondern vom Menschen, seinem „Sitz im Leben“ her. Ich halte das für eine durchaus realistische Vision (um die etwas unverfänglichere, kleine Schwester der Utopie zu nennen). Denn, was Du zurecht als Einkapselung und Individualisierung beschreibst, wird ja im Moment radikal in Frage

gestellt. Die Krankheit bedroht alle gleich und gefährdet unser aller Leben. Das Fallbeil des Todes schwebt über der ganzen Welt – dieses Gefühl der Verletzlichkeit könnte in Europa ja zu einer stärkeren, auch mentalitätsgefestigten Einheit führen. Die größte Kraft zum Entwerfen kommt historisch betrachtet immer aus der schwersten Krise. In der Hinsicht hat Spengler natürlich den Rhythmus vorgegeben, denn die unproduktiven Spätzeiten, die dem Untergang geweiht sind, sind ja auch die, die zu lange im unbeanspruchten Modus der Gleichgültigkeit gelebt haben. Und doch, gegen Spengler, gehe ich prinzipiell eher davon aus, dass sich die „Zeiten missverstehen“, dass also das, was früher war nicht handlungsleitend für heute sein kann. Es gibt Dinge, die sind immer gültig, dazu gehört der Blick über das weite Feld, das erste Liebesleid, der Abschied am Grab der Mutter – aber diese, wie ich sagen würde, fundamentalen Erfahrungseinheiten des Lebens führen gerade nicht zur Vorstellung von einer neuen Zukunft. Mit ihnen imaginieren wir das Kommende im Vertrauen auf eine tiefere, uns unterströmende Kraft. Darauf setze ich auch bei meinem Nachdenken über mögliche Entwürfe. Die Natur muss dabei immer der wichtigste Anreger sein.

Albert Kirchengast: Genau da würde ich gerne nachhaken, bei der „Natur“ des eigenen Körpers als Sensorium für „Welt“, zuvor aber noch etwas bemerken, anknüpfend an Deine Vision einer Persönlichkeit der Politik, denn tatsächlich, als ich die Frage an Dich richte, schreiben wir den 1. Mai. Die Fahnen hängen schlaff hier am Dorfplatz, die Reden der im Dauermodus der Angeschlagenheit agierenden Sozialdemokratie strömen „digital“, klingen noch leerer. Meine Frage nach dem „Physiologischen“, die mich gewissermaßen selbst überrascht, kam nicht nur in diesem Eindruck der Radio-Politik, sondern von Zuhause: Es ist also Mai, die Heizung abgedreht, die Türen offen zum Garten, man hört die Vögel in der Küche – manche klingen ganz exotisch, obwohl sie nur zurückgekehrt sind. Sie klingen unerhört. Nicht nur die Katze liegt im Sonnenstrahl, das ganze Haus soll sich erwärmen, mit der einströmenden Luft. Ich messe den Tag am Wärmer-Werden; Gott sei Dank hat es geregnet in der Nacht ... Ich bin ich im Glück mit Dingen, die immer schon Glück bereiteten. Darin liegt auch die Gefahr der Gleichgültigkeit. Wir haben aber vom Potential einer Neuausrichtung durch das In-den-Dingen-Beschlossene gesprochen gegenüber einer „einseitigen“ Welterfahrung. Gemeinhin kommt hier das Ästhetische als reiche Wahrnehmungsweise ins Spiel, gibt es aber etwas davor, eine leibliche Verlustanzeige oder Erfüllung, die erst zur Reflexion motiviert, indes keines langes Erklärens bedürfte, vielleicht also leichter aufschließbar wäre für die Gemeinschaft? Du hast den Begriff „zweite Wirklichkeit“ erwähnt; auch aus der ökologischen Krise der 1970er Jahre heraus wurde nachgedacht über einen neue Philosophie des Leibes, ausgehend

von einem anderen Verständnis der Natur. Mies interessierte sich für den damals populären Francé, lud die Wiener „Positivisten“ wieder aus, die Gropius ans Bauhaus geholt hatte, interessierte sich für Plessner ... In der Architektur von heute ist davon vielleicht angekommen, dass wir unsere Räume überwältigend „stimmen“ müssten. Wenn du von medialisierten Utopie-Entwürfen erzählst, ist diese Architektur vom kalkulierten Immersions-Gefühl der Warenhäuser oft nicht zu unterscheiden, wo nicht schon das stimulierende Bild genügt. Das Geile und das Heilige sind jederzeit verfügbar im Warenkatalog des Architekten – wenn ich auch zugeben muss, dass „Kälte“ am meisten nachgefragt scheint. Statt beliebiger Verfügbarkeit, der eigene Leib als Ausgangspunkt und Testfeld, ist das nicht auch ein wiederkehrendes Thema deiner Bücher? Wieder einmal spüren, was es heisst zu leben ... taub geworden durch die „angeleitete“ Welt, den hohlen Sog alltäglicher Verrichtungen, denen man nachgehen zu müssen meint, zu Monologen verkommene Beziehungen ... Wesentlich scheint mir dabei die Verletzlichkeit, das Scheitern, das Sich-Befragen, Ziellos-Sein – die menschliche Fehlbarkeit. Ob wir nicht etwas sehr Grundsätzliches verdrängt haben?

Simon Strauß: Ja, wir haben etwas Grundsätzliches verdrängt, das glaube ich auch. Und vielleicht stimmt auch der Hinweis auf die Natur des Körpers als Sensorium der Welt. Erfahrungen zu machen, ist ja etwas fundamental anderes, als Meinungen zu haben. Aber in unserer Welt der verwalteten und interdependenten Systeme sind die Meinungen zur stärksten Währung avanciert. Wir meinen mehr als wir sehen können. Die Provokationsspiralen, die wir in unserer Gegenwart an allen Ecken und Enden beobachten können, verbrennen unaufhaltsam geistige Energien. Was wäre ohne die digitale Instanz möglich – anders gefragt, was glauben wir eigentlich, was nach der digitalen Revolution kommt? Wohin wandert unser Blick, wenn wir in Richtung Zukunft schauen? Vielleicht ist der intime Blick ins Innere bald der avantgardistische. Vielleicht kommt nach dem Zeitalter der großen Kollektivideologien und Gesellschaftsentwürfe jetzt die Stunde der Innerlichen. Der sanften Staunenden. Es geht ja, auch wenn wir es oft vergessen, in allen politischen Fragen in erster Linie um Sprache, also um den geradezu geheimnisvoll-alchemistischen Vorgang, wie wir unsere Erfahrungen in semantische Beschreibungen erfassen und dadurch programmieren. Eine Gruppe von Innen her Überzeugter, die sich vor allem anderen einer konzentrierten Arbeit an der Sprache widmen würde, hätte, glaube ich, die Zukunft auf ihrer Seite. Das klingt vielleicht überraschend oder realitätsfern, ist aber im Grunde wirklich der einzige umbetretene Pfad, den ich im Moment sehe. Der von Dir richtig beschriebene Versuch, durch mein Schreiben das eigene Erleben als wichtige Möglichkeit der Erkenntnis zu promovieren, die Schönheit der Welt durch das

Gefühl zu fassen, verfolgt das Ziel einer gesteigerten sinnlichen Empfänglichkeit. Es geht wieder darum, in einer Welt, die vor Erklärungen dröhnt das leise Lied nicht zu überhören. Deshalb träumen, schreiben und bauen wir ja.

Jörn Köppler: Wie schön! Das, was Du sagst, zeigt eine, wie ich finde, essenzielle Perspektive: Den Blick zu wenden auf das, was uns so bedeutsam ist, dass es nach Ausdruck, nach Literatur, Kunst, nach Architektur erst ruft. Und damit die Frage umkehrt, die wir uns so oft stellen in unserem Metier: „Wie kann Architektur wieder bedeutsam werden, wie kann sie endlich die Menschen wieder erreichen?“ Das war in der Arbeit mit Studenten an der Universität für mich immer der zentrale Aspekt, zu vermitteln, dass alle Technik des Entwerfens, die formale Kunst der Architektur, dass dieses nicht aus dem Nichts kommt, obwohl genau das in den Hochglanzarchitekturmagazinen suggeriert wird, und dass das Formale auch für sich genommen gar nichts wert ist. Was im Übrigen auch aus meiner Sicht das große Missverständnis des Werks von Mies ist, jenes falsche Bild des Detailfetischisten, der um jeden Millimeter ringt, das Detail stundenlang ausbrütet, in seinem genialen Kopf – Unsinn. Natürlich hat er gebrütet, stundenlang, aber da war eben etwas in ihm, was nach Ausdruck suchte und das war sicher nicht ein Stahlwinkel, der nach perfekter Form suchte. Der Winkel traf sich meines Erachtens mit seiner Suche, er lag gewissermaßen auf seinem Weg und Mies verstand es, wie er sich mit ihm bewegen kann, um das Ereignis der Architektur, des Hauses, des Raumes hervorzubringen. Thoreaus Idee, in den Wald zu gehen, an den See zu ziehen und mit seinen eigenen Händen nach Bedeutung zu graben, ein Haus zu bauen, um zu wissen, was es ist, das Leben, „ob ich nicht lernen konnte, was es zu lehren hatte, damit ich nicht, wenn es zum Sterben ginge, einsehen müsste, dass ich nicht gelebt hatte“, – das ist ein Bild, was es trifft, für mich. Danach sehne ich mich, nach einer Form von Rohheit, Energie eines solchen Aufbruchs, der uns zurückbringt zum Ursprung, zu der Frage Thoreaus: „Was Neuigkeiten! Wie viel wichtiger, das zu wissen, was nie alt war!“ Alles Formale beiseite schiebend, zu dem unsere Gegenwart in einer Form von bulimischen Verhältnis zu stehen scheint. Vielleicht kann die Corona-Krise in dieser Hinsicht uns tatsächlich helfen, sich dessen bewusst werden zu lassen, dass hinter allem Formalen das Existenzielle lebt und nie aufgehört hat zu leben. Aber eigentlich ist es auch egal, ich sehe, dass etwas auch vorher schon unweigerlich zu Ende ging, das Salon-Denken nämlich, die Salon-Architektur, das Salon-Schreiben, wenn ich so sagen kann, und ich spüre, da schließe ich mich Dir an, die Kraft, die in der Tiefe der künstlerischen Auseinandersetzung mit dem Existenziellen liegt. Man kann es ja auch umdrehen und sagen: Was für eine abenteuerliche Zeit, in welcher wir leben dürfen, eine Zeit, in der den anciens die Worte

ausgehen, sie nichts mehr zu sagen haben, eine Zeit für eine neue „querelle des anciens et des modernes“?

Simon Strauß: Das, was nie alt war, das, was immer gilt – ja, darum müsste es gehen bei der künstlerischen Suche nach der Existenz. Das Formale und die Form sind ja zwei entgegengesetzte Dinge. Man könnte vielleicht sagen, das Formale pervertiert die Form. Denn im Grunde ist ja alles, was wir sehen, hören und fühlen „Transformation“, also eine aus früherer Zeit hinübergerettete Form. Als Architekten versteht Ihr ja besser als alle anderen, was ich damit meine. Die Grundfrage unseres Zeitalters scheint mir dann: Wie werten wir diesen nahezu alchemistischen Entstehungsprozess? Legen wir alles Gewicht auf die erste Silbe, konzentrieren uns ganz auf das „Trans“ und bekennen uns damit zu einem subjektivistischen Konstruktivismus, der alles im Auge des Betrachters entstehen sieht? Oder lassen wir uns zumindest verunsichern von der zweiten Silbe, der „Form“ und glauben nicht, dass alles mit ihr möglich wäre? Sondern, dass sie ein Eigenrecht hat. Es gibt ein „Vetorecht der Quelle“ hat Reinhard Koselleck einmal geschrieben, eine Kraft, die Widerspruch einlegen kann gegen die total verwüstende Verarbeitung. Daran kann man sich doch halten beim Nachdenken über die Zeit. Dass natürlich alles Verwandlungen sind, aber eben Verwandlungen von Immerdagewesenem. Ich habe gerade ein Buch angefangen mit dem Titel „Die Untergründung Amerikas“. Ist das nicht ein hervorragendes Wort für all das, worum es uns geht: „Untergründung“? Gegründet ist ja alles immer schon früher und vor unserer Geburt, aber worum es gehen muss, ist die Gründung nachzuempfinden, das Bewusstsein zu schärfen für die Verantwortung, die wir als Sehgenossen (mehr noch als Zeitgenossen) dafür haben, unsere Welt durch bewusste, rohe Erfahrungen zusammenzuhalten. Ich glaube fest daran, dass unsere Blicke etwas bedeuten. Dass sie nicht umsonst geschehen und eben so wichtig sind, dass, gäbe es sie nicht, hörten wir auf zu schauen – die Welt eine andere, schlechtere würde. Die „Untergründung Europas“, so könnte man beschreiben, was wir mit unserem Verein „Arbeit an Europa“ und insbesondere dem „European Archive of Voices“ versuchen: Die Gespräche von jungen europäischen Intellektuellen mit über fünfzig erfahrenen Europazeugen – nebenbei gesagt jene Generation, die jetzt als Risikogruppe bezeichnet und von manchen auch diffamiert wird – dienen als Material für das Anlegen eines kulturellen Bewusstseinsstroms. Die Stimme ist ja wie der Blick fundamentales Kriterium jeder Existenz – an ihr lässt sich das Abenteuer der Zeit erkennen und auch unser Abstand zu einem verträumten Früher. Ja, es gibt Abstände. Aber es gibt eben auch Brücken – Gedichtzeilen können über Jahrhunderte wirken, genauso wie Farben auf einem Gemälde, Schlussakkorde einer Sinfonie und auch der schattige Winkel im

Haus eines Mies. Diese Brücken gilt es zu stützen – dafür müssen wir die Welt anschauen. Sonst stürzt sie uns ein.

Albert Kirchengast: Dass wir solche „Brücken“ stets suchen und Suchende geblieben sind, ist ja bereits Teil eines rätselhaften „Potentials“, jenes geistigen Vermögens in uns, das Aufbrechen möchte und zuversichtlich bleibt. Sprichst du aber Amerika an, dann male ich mir im Geiste ein sich gründendes Staatswesen aus, das seine Freiheit im politischen und im räumlichen Sinn neu zu ergründen sucht, Interessen, die zwischen dem Einzelnen, der Gemeinschaft und der Natur austariert werden müssen. Mit dem Beiklang, den die Erwähnung Amerikas unter Trump (und Europas in der Krise einer nicht werdenden Gemeinschaft) erhält, rückt für mich wieder das Präsentische in den Vordergrund: unser Hoffen und Erleben. Wir glauben einfach daran und streben danach, dass es anders wird. Thoreau ist in seiner Aufforderung zum zivilen Ungehorsam, in seinem allzu leicht schubladisierten Selbstversuch so aktuell, weil seine Existenz Sprache wurde – gegründet auf dem Vertrauen in eine bestimmte Natur. Mies' kontemplativer Bezug zur Landschaft ist aus dem selben Kerbholz geschnitzt wie jener der amerikanischen Transzendentalisten. Hier kommt der Form im übergeordneten Sinn eine Rolle zu – etwa einer Sprache, die betroffen macht. Thoreau vermerkt in seinem Tagebuch, über eine Weide ins Tal auf ein Haus blickend: „Keine Wolke erscheint ihm schöner als diese kleine, blaue, welche sich aus einem Kamin erhebt. Sie weist auf all das häusliche Glück unter ihr hin. Wir stellen uns vor, dass dort jenes Leben gelebt werde, von dem wir nur geträumt haben.“ Aus seiner Frohheit spricht die Betroffenheit des Wanderers, die Beunruhigung, dass es in Wirklichkeit anders sein könnte als aus der Ferne erhofft, dass solche Momente Geschenke sind und dass es gerade das Zur-Sprache-Bringen eines Möglichen ist, das zu einer anderen Wirklichkeit immer neu auffordert: Einem Leben, das selbst gelebt werden muss. Zentral wäre für mich, den Bezugspunkt nicht zu verlieren: die Idee eines „Geschöpften“, nicht „Gemachten“. Gerade in Amerika haben Adorno und Horkheimer die Differenz früh erkannt. Und deshalb denke ich, dass wir, rückblickend und brückenbauend zu Mies den Landschaftsgedanken, der ja von der gegensätzlichen Einheit von Mensch und Natur spricht, für unsere Gegenwart neu begründen müssen. Nicht unbedingt im Urban Gardening oder in der Stadtlandschaft, sicher nicht im falschen Versprechen des Tourismus oder des Landschaftsgemäldes überm Bett, das schon Simmel kritisierte. Mies' Räume sehe ich als Verdeutlicher, als klarste und konzentrierteste Form einer ideenhaften Beziehung zwischen Mensch und Natur, die wohl zu herausfordernd war, um allgemein zu werden. Ich sehe die Chance daher heute in einer gelebten, „alltäglichen“, ländlicheren Natur, im direkten Miteinander, in der

Feier des Vorhandenen und seinem Gebrauch, nicht der Steigerung des Habens. Im radikalen „sanften Gesetz“ sozusagen.

Simon Strauß: Die Wolkenerfahrung finde ich berührend. Und in der Tat kann ja die Natur uns Dinge offenbaren, an die wir sonst nur glauben. Momente, von denen wir nie wissen können, wann sie geschehen, ein Lichtstrahl durch das Geäst, ein Windzug über den versandeten Feldweg. Reinhard Kaiser-Mühleck, dem ich die Frage nach der Utopie stellte, schrieb mir gestern zurück: „Ich weiß zwar nicht genau, was damit gemeint sein könnte: nicht utopisch. Aber ich habe den festen Glauben daran, dass eine andere Welt möglich ist, und mein Denk-Ausgang, Denk-Ursprung ist dabei die Landwirtschaft, der Grund und Boden, von dem wir uns ernähren. Mein Immer-wieder-Beschreiben der derzeitigen Ordnung (im Land) kommt daher: aus dem Sichtbarmachenwollen, wohin wir gelangt sind, vielleicht ohne es eigentlich recht zu sehen.“ Man kann es nicht besser ausdrücken: Das Land, das immer lange da war und noch lange sein wird, gibt uns die Kraft zum Träumen. Wer nur immer an Decken schaut oder auf künstliche Fenster zur Welt, der wird doch eben nie wirkliche „Erfahrungen“ machen. Wenn ich von einer „Untergründung Europas“ spreche, dann meine ich auch: Unsere Sprache muss eine andere werden. Wir müssen auch im öffentlichen Raum wieder anfangen über Schönheit zu sprechen. Das alte Ideal aus Sizilien, das Bild von der „schönen Regierung“, in der es eben einen Dreiklang aus Bau, Gedanke und Wort gibt – das sollte uns nicht allzu fremd werden, glaube ich. Die „ideenhafte Beziehung zwischen Mensch und Natur“, von der Mies spricht, kann nur gelingen, wenn wir uns den Ausdruck nicht als etwas Egoistisches vorstellen. Nichts, was wir denken, sagen oder träumen gehört uns allein – alles ist ererbt, übertragen, geschenkt von früher her für ein später hin. Die Vorstellung eines Originals ist verfänglich, aber unwahrscheinlich. Wir müssen zuhören, was die Wolken, der Wind und die Bäume uns zu sagen haben. Von der Natur lernen wir unseren Ausdruck am besten.

Jörn Köppler: Und in dieser Einsicht, dass der gelungene Ausdruck des Werks weniger ein zu Erfindendes, sondern ein Gefundenes, eben ein Zuhörendes ist, darin liegt doch eigentlich ein sehr befreiendes, das Werk von aller verbogenen Erwartung des Meisterlichen entlastender Gedanke. Es ist eben alles schon da, aber eben, wie Du sagst, leise, sich andeutend, wie das Wehen des Windes auf dem Feldweg, verdeckt, oder auch vergessen. Das Werk aber vermag es hervorzubringen, unterstreicht es dabei nur, womit der von Albert schon angesprochene Gedanke der Poetik, der poiesis für den Entwurf des Werks wichtig werden kann. Und wie Du ja ausführst, ist das weiße Blatt, vor dem ich sit-

ze, gar nicht weiß. Ich kann es, in übertragenem Sinne, nehmen und schreibend ein Fenster hineinschneiden und den Blick mit ihm auf das uns umgebende Bedeutende richten, es – wie Reinhard Kaiser-Mühlecker sagt – „sichtbar machen“, das, was uns in Momenten wie der Erfahrung der Schönheit wie zufällig, ephemer zu begegnen scheint. Dieser Gedanke der räumlichen Rahmung des Bedeutsamen anstelle der skulpturalen Herstellung desselben, diesen Gedanken findet man immer wieder in Mies' Werk, von der Berliner Neuen Nationalgalerie bis hin zum Extrem des Farnsworth House. Doch trotz der von mir absolut geteilten Auffassung, dass in der Geschichte ein Objektiv ähnlich der Natur geborgen ist, ist die Rolle der Geschichtlichkeit, der „Untergründung“ in der Architektur eine meiner Ansicht nach mindestens zwiespältige. Und zwar im tatsächlichen Prozess der Formwerdung, denn auch ein poetisch aufgefasstes Werk, auch ein Rahmen hat letztlich eine Form. Etwas aber scheint uns hier in das Dilemma zu stürzen, dass je mehr geschichtlichen Stil wir der gebauten Form anverleihen, desto stummer nur scheint das Werk zu werden. Wie andersherum das Gleiche gilt, je mehr die Geschichtlichkeit aus der Form verschwindet, desto technischer, egozentrischer und also auch stummer wird es. Man könnte jetzt lange über die Gründe dessen meditieren, zum Schluss neige ich mehr und mehr der Auffassung zu, dass eine Lösung dieses Problems nicht „hinter dem Ofen auszubrüten“ ist, wie Heinrich Tessenow so schön sagt. Sondern dass sie im Tun, dem realen Tun liegt. Im Beckettschen Sinne hieße das also, zu bauen, es anzusehen, zu scheitern, es noch einmal auszuprobieren, besser zu scheitern. Sprich: die Wirklichkeit, in der Architektur also die Wirklichkeit der konstruktiven Gesetze, die Wirklichkeit der Materialien und nicht zuletzt die Wirklichkeit des Wohnens und Bewohnens – diese Wirklichkeit uns lehren zu lassen, unsere Gedanken, unser falsches Bild der Herstellbarkeit von allem und jeden auch an dieser Stelle zu korrigieren. Wie siehst Du das, gibt es solche die Formwerdung, die tatsächliche Gestalt des Werks betreffende Fragestellungen im Schreiben, in der Literatur, die ganz ähnlicher Natur sind?

Simon Strauß: Maurice Maeterlinck hat einmal gesagt, dass alles Schreiben „mit einem Fuß im Wahren und mit dem anderen im Unwahren steht“ – und dass die Pflicht eines Schriftstellers darin besteht, den Fuß, mit dem er im Unwahren steht, so weit wie möglich „herauszuziehen“. Was heißt das? Jedes Schreiben setzt Erfahrung voraus. Eine instinktive, unkontrollierte, also überraschende Wahrnehmung, die einem von höherer Hand geschenkt wird. Das Schauen meint dabei nicht nur ein Hinaus-, sondern auch ein Hineinschauen. Das „inwendige Sehen“ führt zur Innerlichkeit. Aus diesem Erfahrungsmoment heraus fühlt der Schreibende den Drang, ein Wort zu finden oder zu prägen, um sein Erfah-

rungsgefühl auszudrücken. Das kann nie im faktischen Sinne „wahr“ sein, sondern wird immer eine von Schleiern umhüllte Verkleidung sein für etwas, das nur der eine, nur „Du selbst“ (Benn), erfahren hat. Und doch gibt es eben glückliche Momente, in denen man beim Schreiben tiefere Wahrheiten berührt, in denen man sich dem Wesentlichen nähert und einen Abglanz aus den schwer zu ergründenden Gefilden der Seele hervorspiegelt. Ich glaube fest daran: Es gibt Botschaften, die uns von früh her mitgegeben worden sind. Wir alle verfügen über ein unbewusstes Wissen. Und vielleicht ist dieses Wissen sogar das einzige, das diesen Namen wirklich verdient: „Wirklich wahr kann nur das für uns sein, was wir noch nicht verstehen“, sagt Maeterlinck. Das heißt, bei der Frage der Formierung beziehungsweise Formwerdung eines Gedankens, Satzes, Bauwerks oder Kunstwerks können wir nicht von einer unbeschränkten individuellen, selbst antrainierten Aktivität ausgehen. Wir müssen auch darauf vertrauen, dass sich in uns Kräfte regen, die wir nicht kontrollieren können. Diejenigen Kräfte nämlich, die „wahr“ sind und uns zur endgültigen Form drängen. Ich weiß nie, wie ein Absatz enden wird, wenn ich ihn beginne. Ich schreibe und höre auf den Klang, der dadurch erzeugt wird, wenn ich das Geschriebene lese. In dem Sinne, so wie Du sagst, Jörn: „es tun und ansehen“ und dann mit Beckett mit nichts als dem Scheitern rechnen.

Albert Kirchengast: Hans Jonas schreibt in seinem Nachdenken über „Das Prinzip Leben“, einem Grundmysterium: „Die Heraufkunft des Menschen bedeutet die Heraufkunft von Wissen und Freiheit, und mit dieser höchst zweischneidigen Gabe weicht die Unschuld des bloßen Subjekts sich selbst erfüllenden Lebens der Aufgabe der Verantwortung ...“ – Ich erwähne das, um eine andere, nicht weniger existenzielle Perspektive aufzumachen, aus der Zuversicht und Notwendigkeit des Tuns – anders als bei Beckett mit aufgerissenen Augen, Grauen auf der leeren Bühne. Das Lebendige, aus dem der Mensch heraufkommt, meint Jonas, bringe die Schwere der Aufgabe bereits mit sich, und doch: „... mit dem Erscheinen des Menschen erwachte die Transzendenz zu sich selbst und begleitet hinfert sein Tun mit angehaltenem Atem, hoffend und werbend, mit Freude und mit Trauer, mit Befriedigung und mit Enttäuschung – und, wie ich glauben möchte, sich ihm fühlbar machend ...“ Mich fasziniert dieses „Sich-fühlbar-Machen“, ein vitales Grundvertrauen, das eben nicht blind ist, ohne schon sehend zu sein. Jonas spricht wenige Zeilen danach von der „menschlichen Landschaft“, von einer Bewusstheit, die ethische Bilanz ziehen will – von eigenartigem Antrieb, wie er nur das Lebendige auszeichnet, das sich stets ereignet. Das trifft für mich auf den Eingangsgedanken eines Glaubens an eine höhere „Vollständigkeit“ – zum Beispiel das Projekt eines Buches, das gelesen, eines Hauses, das häuslich

wird. Denke ich an den Verlauf dieses Gesprächs, dann spricht es von Momenten sichtbar gewordener Wirklichkeit, vom strebenden Einzelnen, seinen Erfahrungsmöglichkeiten, einem unverfügbaren „Anderen“, das zum Klingen gebracht werden soll durch Werke. Dazwischen taucht die Hoffnung auf Veränderung zu einer wirklichen Gemeinschaft auf. Aber wie steht es um das „Du“? Ein „Du“, mit dem man sein Leben versucht, mit dem man teilt, sich einrichtet in der Welt – für das man auch eine Sprache finden muss. Das Zwiegespräch. Ich finde im Wagnis der andauernden Beziehung zu einem Nächsten in größter Klarheit das in unserem Gespräch Geborgene wieder. Eine Beziehung zudem, in die man fallen darf, ohne zu scheitern: Nicht mehr schöpferisch allein mit mir, im Dialog bereichert.

Simon Strauß: Wahr ist nur, was wir nicht verstehen. „Ewiger Anfang“ sagt Nietzsche zu unserem Leben in Gemeinschaft, denn jeder Blick in das Gesicht unseres Nächsten ist doch ein neuer Versuch, zu verstehen, was in ihm vor sich geht. Und so ist es doch auch mit Gebäuden und Räumen: Jeder Blick, den wir auf sie werfen, kann der Beginn einer neuen Geschichte sein. Nietzsche schreibt 1874 in „Schopenhauer als Erzieher“ über den Gang der Welt: „Ich gehe durch die neuen Straßen unserer Städte und denke wie von allen diesen gräulichen Häusern, welche das Geschlecht der öffentlich Meinenden sich erbaut hat, in einem Jahrhundert nichts mehr steht, und wie dann auch wohl die Meinungen dieser Häuserbauer umgefallen sein werden. Wie hoffnungsvoll dürfen dagegen all die sein, welche sich nicht als Bürger dieser Zeit fühlen ...“ Er setzt drei Punkte und lässt damit das „sondern“ aus. Müsste dort nicht stehen: „sondern als Menschen von Dauer“? Meinungen fallen, Überzeugungen bleiben. Was unterscheidet Mies von den fünfzig anderen Architekten seiner Zeit, die nicht geblieben sind? Vielleicht ist es genau das: dass er „menschliche Landschaften“ im Sinn hatte, als er Räume entwarf. Alles Bauen ist ja ein Aufbauen, alles Denken ein „Nach-denken“ von Originalität träumen nur die Zeitungsenten. Das, was immer, also auch nach den Abschieden gilt, darum muss es in der Kunst und Architektur gehen. Das zu erkennen, ist unsere größte Aufgabe. Europa so zu verstehen, als wäre es eine künstlerische (im Gegensatz zu „künstliche“) Idee, geboren aus dem verkoppelnden Zusammenspiel der ewigen Widersprüche: Baal und Zarathustra, Moses und Odysseus, Jahwe und Zeus, Achilles und Jesus ... von Imagination und Analyse, Strenge und Anarchie, Phantasie und Logik ... Ich glaube, dass wir nicht darüber verzweifeln müssen, dass unser Jahrhundert die Ambivalenz als Signatur trägt. Wir können uns im Gegenteil wärmen an den Funken, die bei der Reibung der unterschiedlichen Elemente entstehen. Glücklich, gerade weil wir „Ich“ und „Du“ sind. Wir sollen nicht vergessen, dass vom „Wir“ zu sprechen, das höchste der Gefühle ist. Das gelingt nur alle tausend Wimpernschläge einmal. Aber, wenn es

dann da ist, das „Wir“, wenn sein „Zauber bindet, was die Mode streng geteilt“, wie es in Schillers Ode heißt, dann ist doch das größte Wunder geschehen. Dann gehen uns Welten auf. Und manche Theorien unter.



BILDESSAY

AUSSTELLUNG „MODELL MIES“









Modell „Gartenmauer mit Tor“, Foto Thomas Grabka, 2020



Ausstellungsansicht „Modell Mies“, Foto Jörn Köppler, 2020
Modell „Gotisches Fragment“, Foto Jörn Köppler, 2020





Ausstellungsansicht „Modell Mies“, Foto Jörn Köppler, 2020















M I E S

V A N D E R

R O H E

H A U S

Mies van der Rohe Haus
Oberseestraße 60
13053 Berlin
Tel 030.97 00 06 18

www.miesvanderrohehaus.de
info@miesvanderrohehaus.de

Bezirksamt Lichtenberg von Berlin

EDITOR

Albert Kirchengast, Jörn Köppler und Wita Noack
für das Mies van der Rohe Haus

VERLAG

form + zweck

REDAKTION

Wita Noack
Albert Kirchengast
Jörn Köppler
Dominik Olbrisch
Kai Thiede

ABBILDUNG UMSCHLAG

Thomas Grabka

REDAKTIONSSCHLUSS

01.07.2020

DESIGN

www.naroska.de, Berlin

DRUCK

oeding print GmbH

AUFLAGE

500

© Alle Rechte bei den Autoren und der Redaktion. Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung der Redaktion. Wir haben uns bemüht, sämtliche Rechteinhaber ausfindig zu machen, sollte es in Einzelfällen nicht gelungen sein, Rechteinhaber zu benachrichtigen, so bitten wir diese, uns darüber in Kenntnis zu setzen.

Schriftenreihe 4 MIES UND DIE POESIE DER ARCHITEKTUR
ISBN 978-3-947045-18-1